

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Unvermählten

Greinz, Hugo

Berlin, 1914

Einsamkeit

Einsamkeit

Martin Thoz, der ein nicht unbegabter Maler war, sich aber schon seit einiger Zeit einem tatenlosen Müßiggang hingab, war verschwunden. Wie man nachträglich feststellen konnte, hatte er die Stadt nach einem Abend verlassen, den er im Kreise einiger Freunde zubrachte. Man wunderte sich damals, daß Martin so aufgeräumt, ja fast gesprächig war, da er doch sonst, und besonders in den letzten Wochen, zu den Schweigsamsten gehörte. Um zehn Uhr hatte er sich von den Freunden mit dem Bemerkten verabschiedet, er habe noch eine andere Verabredung, und tatsächlich wurde er eine halbe Stunde später — wie man auch erst nachträglich durch Umfragen in Erfahrung brachte, — in einem Ringstraßencafé von einem flüchtig Bekannten in Gesellschaft einer Dame gesehen, von der man wußte, daß sie zu dem Maler schon längere Zeit in irgend welcher Beziehung stand. Weder da, noch dort hatte Martins Benehmen etwas Auffälliges oder Sonderbares, aus dem man eine Ursache für sein plötzliches Verschwinden hätte ziehen können. All dies stellte man erst etliche Monate später fest. Als wenige Tage nach

jenem Abende ein Freund in Martins Wohnung erschienen war, erhielt er die Auskunft, daß er seine zwei Zimmer gekündigt habe und — unbekannt, wohin — abgereist sei. Das war nichts Merkwürdiges. Denn man stand im Frühsommer, und die sommerlichen Monate verbrachte Martin jedesmal außerhalb der Stadt, auf Reisen, an der See oder in den Bergen. Auch daß er davon niemandem etwas mitgeteilt hatte, fiel nicht weiter auf. Er war nicht zum ersten Mal einem plötzlichen Entschlusse gefolgt. Erst im Spätherbst, als Martin weder zu sehen war, noch irgend eine Kunde von ihm eintraf, wurde man unruhig und forschte nach, ohne daß man etwas erfahren hätte. Einer von seinen Freunden, der ihm näher als die übrigen stand, unternahm es sogar, nach jener Dame zu suchen, mit der Martin an dem letzten Abend gesehen worden war, erhielt aber, als er endlich deren Namen erfahren und sich brieflich an sie gewandt hatte, eine sehr förmliche, kühle Antwort, in der nur kurz mitgeteilt wurde, daß ihr der Aufenthalt des Malers unbekannt sei.

Das war derselbe Freund, an den, als es schon gegen Weihnachten ging, eine Karte aus einer kleinen mitteldeutschen Stadt eintraf, auf der Martin Thof in wenigen Worten sagte, daß er sich wohlbefinde. Martin hatte aber diese Zeilen in einer Stunde geschrieben, in der es um sein Wohlbefinden viel schlechter stand, als er dem Freunde vorlog. In

einer Stunde der Reue, der peinigenden Hilflosigkeit und Selbstqual, des beschämenden Zweifels, ob er nicht zurückkehren solle. Ein halbes Jahr war nun fast vergangen, seitdem er den lange überdachten Entschluß ausgeführt hatte: seinem bisherigen Leben eine völlig andere Richtung zu geben, die gewohnten Menschen und die gewohnte Umgebung zu verlassen und einsam zu werden. Im Sommer hatte er viele Wochen lang die Berge durchwandert, hatte in Hütten und Alpen genächtigt, mit den ersten Sonnenstrahlen schon aus dem harten Bett in den frischen Morgen hinaus, bergansteigend oder in ein Tal hinunterschreitend, das ihn auf der anderen Seite wieder in die Höhe führte. Dieses Wanderleben, das er bis tief in den Herbst hinein fortsetzte, schuf ihm starke Befriedigung. Er wurde wieder der Kräfte seines Körpers bewußt, und noch spät im Oktober tauchte er seine Glieder an südlichem Strand in das kalte Wasser, schnitten seine braungebräunten Arme durch grüne Wellen. Der Winter war gekommen, und Martin hatte sich gegen Norden gewandt. Das Gefühl des Allein-in-der-Weltseins hatte ihn ganz ausgefüllt und drohte ihm gefährlich zu werden. Monatelang hatte er mit keinem Menschen mehr gesprochen, als eine kurze Frage oder Antwort beanspruchte. Nun saß er an dem Abend, da er die wenigen Zeilen an seinen Freund schrieb, in einer kleinen, stillen Stadt, die

er schon am nächsten Morgen verlassen wollte, da sie ihn zu beängstigen, zu drücken begann. Die Wirtschaft, die er in dämmernder Stunde aufgesucht hatte, sammelte des Abends die Bürger der Stadt, die hier ihren Schoppen tranken, ihre Pfeife, ihre Zigarren rauchten, ihre Sorgen erzählten und ihre Meinungen austauschten. Martin saß allein an einem kleinen Tisch des sich mit Rauch und Dunst füllenden Zimmers. Ruhige, gelassene Worte drangen an sein Ohr, das, wie alle seine Sinne, sich in den letzten Monaten geschärft und verfeinert hatte. Und er fing jedes Wort auf, als ob es persönlich an ihn gerichtet wäre, er blickte neidvoll zu den Männern hinüber, die dort, müde vom Tag, ihrer Ruhe genossen, zu Hause Weib und Kind und Arbeit wußten und ihren Weg bis zur letzten Stunde wohlgeordnet und ohne Krümmungen, wohl auch ohne Steigungen wählten. Zum ersten Mal geschah es ihm, daß er mit bitterem Neid auf solche Männer blickte, um die er sich niemals sonst gekümmert hatte. Viele Jahre hatte er zugebracht, wie viele andere, nicht unbemittelte Menschen seines Alters. Alles, was den Gang eines Lebens ausmacht, war auch sein eigen gewesen: der Ehrgeiz der Jugend, das langsam werdende Tempo des Mannes, Genüsse und Überdrüß. All seine Erlebnisse und Erfahrungen wurden aber immer mehr von einem kritischen Beisatz vermengt, der sie auf ihre Werte prüfte und

diese von einer lächerlichen Kleinheit fand. Er konnte sich nicht den Vorwurf machen, daß er etwa untätiger, zweckloser lebte als der Durchschnitt der Menschheit. Im Gegenteil, auch einem strengen Blick mußte sein Leben reicher, fruchtbarer und bedeutungsvoller erscheinen, als das vieler anderer, die aus der Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, den falschen, verlogenen Schluß zogen, daß man lebe, um zu arbeiten. Wenn er ein Bild vollendet hatte, war er sich stets bewußt, ganz gleicherweise ein Stück Arbeit fertig gebracht zu haben, wie der Schuster, der ihm ein Paar Stiefel lieferte, wie der Richter, der einen Strolch einen Monat in das Loch sperrte, oder der Leutnant, der den ganzen Vormittag seine Mannschaft Gewehrgriffe üben ließ, achtete also sein Werk ganz gleichstehend mit den sozial anerkannten Leistungen. Aber wozu dies alles: Gewehrgriffe, Stiefel und Bilder? Es gibt Menschen, die ohne diese Dinge und ohne tausend andere leben, deren Notwendigkeit für unsere Gesellschaft außer Zweifel steht. Wenn er im Kreise vertrauter Freunde solche Gedanken äußerte, lachte man und fand, daß Martin Thoz ein geistreicher Spötter sei. Niemand ahnte, wie bitter ernst es ihm war, wie schmerzlich in ihm sich eine Leere breitete, die er nicht auszufüllen vermochte. Mit der Arbeit nicht, mit den Menschen nicht. In solchen Stunden überkam ihn namenlose Angst vor einer Zeit, in der er

nichts anderes sein werde, als ein bloßes Organ zweckloser animalischer Tätigkeiten. Daß er dann nur das Schicksal von Millionen Menschen teilen würde, die sich von einem solchen Zustand ganz und gar nicht bedrückt fühlen, konnte ihn nicht trösten. Die Erinnerungen an viele Erlebnisse zurückliegender Jahre begannen, ihm quälend zu werden. Wie vieles hatte er versäumt, wie vieles hatte er achtlos seinen Händen entgleiten lassen, war an Erfolgen vorbeigegangen, als sie ihm noch erstrebenswert erschienen, hatte Menschen verlassen, die es wert gewesen wären, sie festzuhalten. Oft dachte er darüber nach, warum er zu keinem der weiblichen Wesen, die seinen Weg gekreuzt und ihn ein Stück begleitet hatten, gesagt hatte, bleib bei mir. Warum er sich jedesmal dachte, die Nächste werde es sein, die seine Sehnsucht zum Schweigen bringen werde. Bis sich in ihm schließlich das Bild einer Gefährtin gestaltete, die es wahrscheinlich gar nicht gab. Von der einen zur andern schleppte er Erinnerungen mit und die Qualen des Nichtvergessenkönnens. Und wäre oft in seinen verlassensten Stunden glücklich gewesen, wenn die Mindeste, die Letzte, die Vernachlässigste aller jener, die sich ihm und denen er sich selbst gegeben, an seiner Seite gestanden, seine Trostlosigkeit mit ihrem Atem, seine Stille mit ihren Worten gefüllt hätte. Er zählte sich nicht zu jenen, die Versäumtes nachholen können, und sah

sich mit Schrecken auf einer Bahn, die jäh nach abwärts führte. In diesem Zustand hatte er den Entschluß gefaßt, sich durch Einsamkeit zu läutern, in ihr sich über eine Kluft zu schwingen, die ja wohl im Leben vieler Menschen sich plötzlich öffnet und überbrückt sein will.

Und saß jetzt inmitten fremder Leute, einsamer denn je, einsamer, als er es in verlassener Bergwildnis war, wo er stundenlang gehen konnte, ohne daß ihm Lebendes begegnet wäre, und nur der Schrei eines hochziehenden Vogels durch feierliche Stille brach. Nichts verband ihn mit jenen, die drüben saßen und von denen jeder für sich den Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildete, die sich alle beschieden mit dem Loß, das ihnen zuteil geworden. War nicht alles dies, was ihn Monate hindurch nicht zur Ruhe kommen ließ, lächerliche Überhebung, Großtuerei sich selbst gegenüber, ein Anders-sein-Wollen, dem das Können mangelte? Vielleicht, noch konnte er sich keine Rechenschaft geben.

Aber an diesem Abend, da er, zerrissen und haltlos, an die Welt, aus der er geflüchtet, ein Zeichen gegeben, das ein falsches war, — an diesem Abend, als sich die Bürger um ihn schwer und bedächtig von ihren Stühlen erhoben und den Weg nach ihrem Heim angetreten hatten, und er schließlich mit einer schläfrigen, gähnenden Kellnerin allein in der kühl werdenden, qualmigen Gaststube saß, kam es ihm

wie ein rettender Gedanke: du mußt von neuem beginnen, von neuem und von ganz kleinem! Du mußt die Menschen wieder anders ansehen und das Leben als etwas, mit dem man sich abzuquälen und abzuforgen hat. Er war ganz beglückt von diesem Einfall, und als das Mädchen zu ihm trat, sein leeres Glas nahm und ihm müde ein volles brachte, dankte er und lud sie ein, sie möge sich doch eine Weile zu ihm setzen. Es war ein starkes, rotwangiges, grobknochiges Frauenzimmer, mit großen Händen, fest und breit, fast wie ein Tier zu sehen. Gesund über alle Maßen, dachte er sich, von einer Rasse, die ein Duzend Kinder in die Welt bringen kann. Das Mädchen setzte sich gerne zu ihm, trank einen Schluck, und Martin begann zu sprechen, verwundert über seine eigene Stimme, deren Klang ihm beinahe fremd geworden war. Die Worte drehten sich natürlich um das Einfachste und Nächstliegende, das allen Menschen gemeinsam ist, um Arbeit und Vergnügen, da man nicht lange über das schlechte Novemberwetter reden konnte. Aber vom einen kam man zum anderen, zu seinem großen Staunen war bald ein ungezwungenes Gespräch im Gange, das nur ungern unterbrochen wurde, als noch ein später Gast kam, den das Mädchen bedienen mußte, um dann gleich wieder zu ihm zurückzukehren. Seine Schläfrigkeit hatte es ganz überwunden, es wurde munter und mittheilsam, erzählte ihm von seiner

Heimat, von der vielen Arbeit, die im Hause zu machen war, schließlich brachte er auch heraus, wer ihr Liebster war und daß sie gar nicht mehr lange zu warten hätte, bis dieser sie heimführen könne. Es war spät, als Martin aufbrach.

Also so beginnt das neue Leben dachte er, und diese schlichte, grobe Magd mit ihren einfachen, natürlichen Instinkten, mit ihren hart gearbeiteten Händen, ihren unverdorbenen Sinnen und bescheidenen Plänen, mußte ihn, den Klugen, schmerzlich Erfahrenen und weit Gewanderten den Wert des Lebens lehren. Er lächelte, wurde aber gleich darauf sehr ernst. Er hatte eine gute Nacht, schlief tief und lange und erwachte wunderbar erfrischt. Am selben Tage verließ er die Stadt, so wie er es vorgehabt hatte.

Zwei Wochen später saß Martin in einem angenehm erwärmten Zimmer, der Tag neigte sich dem Ende, seine Augen gingen durch das Fenster und ruhten auf alten Schindeldächern, auf einem Stückchen grauen, dunkelroten Himmels, auf kleinen Rauchsäulen, die aus berußten Kaminen schwebten. Bedächtig zeichnete sein Blick dies kleine Bild im Fensterrahmen nach, und er verließ es erst, als eine helle, jugendliche Stimme zu ihm drang: „Und dann?“ Nun hatte er wirklich ganz vergessen, wo er war; daß ein fragendes Kinderaugenpaar gespannt zu seinem Gesicht aufschaute, daß ein Knabe an seine Kniee lehnte, und über dessen weiches Haar

seine Hand liebkosend auf und nieder strich; daß er eines der Märchen, die er noch wußte, langsam und wahrscheinlich recht geheimnißvoll erzählt hatte, er ahnte kaum mehr, welches. Der Kleine wiederholte ungeduldig seine Frage. Aber ehe er sich noch auf eine befriedigende Antwort besinnen konnte, tat sich die Tür auf, ein Lichtschimmer fiel in das dämmernde Zimmer, ein Mädchen mit der Lampe in der Hand trat herein und sagte: „Peterl, du sollst zum Vater kommen.“ Peter zog erst ein mißmutiges Gesicht und zögerte, ob er sich vom Märchen-erzähler trennen solle, stapfte aber dann doch langsam, immer noch ein wenig widerstrebend, hinaus. Stefana stellte die Lampe auf den Tisch und machte sich daran, die Vorhänge herabzulassen. Sie mochte etwa zwanzig Jahre zählen, ihre Gestalt war schlank und geschmeidig, ihr Gesicht, das von lichten, fast weißen Haaren umfaßt war, unschön und reizlos. Aber ihre Stimme klang weich und gütig.

Hier war er also gelandet. Die Eltern dieses Mädchens hatten ihm dies Zimmer vermietet. Winzenz Schweglein besaß im Erdgeschoß, zwei Stockwerke tiefer, einen Kaufladen mit Papierwaren und rückwärts in den Hof hinaus eine Buchbinderwerkstätte. Das Haus war alt und stand schon gut seine zweihundert Jahre. Die Mauern waren dick, die Gänge dunkel, die Treppen eng, die Zimmer niedrig und groß. Man fühlte sich in ihnen wohlgeborgen.

Durch die Dicke dieser Wände drang nicht so leicht etwas von draußen. Martin begann zu verstehen, was es heiße, ein Heim zu haben, eine Reihe solcher sorgsam gemauertter Räume zu bewohnen, ihnen sein Wesen zu schenken, mit ihnen zu verwachsen. Über dreißig Jahre schon wohnte der alte Schweglein in diesem Hause, und sein Vater hatte um die Ecke gewohnt. Und fast dünkte es Martin, als ob dies schon in der Fremde wäre. Nicht nur ein anderes Haus, sondern auch eine andere Gasse. Wenn Vinzenz Schweglein von den Jahren erzählte, die er drüben um die Ecke gewohnt hatte, war es, als ob es gestern gewesen wäre. So unheimlich still stand hier die Zeit. Die Menschen ließen sich gute Weile in allem, was sie taten, ihre Schritte waren bedächtig, ihre Worte langsam und schwer in die Stille fallend. Die kleine Stadt lag abseits von den Wegen schnellen Verkehrs, und Martin lobte den Tag, der ihn hierhergeführt hatte, in diese Stadt, in diese Gasse und zu diesen Menschen. Zwei Wochen waren vergangen, seitdem er zagend und mit ungewissen Hoffnungen diesen Boden betreten hatte. Es vergingen noch viel mehr, und er weilte noch immer hier und dachte an kein Fortgehen. Er brachte diese Wintertage, die den Spätherbst abgelöst hatten, in schönem, ruhigem Gleichmaß hin, dem keine Gefahr einer Störung drohte. Die Einsamkeit, die er gesucht und die ihn schwer bedrückt hatte, als er sie

monatelang frug, wurde ihm hier zu edelster Freude, da er sie mit den Menschen teilen konnte, die seine Hausgenossen waren. War er denn noch einsam, fragte er sich oft. Der alte schweigsame Buchbindermeister, seine kränkliche, schwache Frau, die unschöne Stefana und der kleine siebenjährige Peter, — waren diese vier einfachen Menschen Störer seiner Einsamkeit, waren sie nicht vielmehr gerade die, die sie ihm erträglich und genutzreich machten? Wie oft saß er in seinem Zimmer, wie ein Kranker oder langsam Genesender, und durch die Türe schritt das Mädchen oder der Knabe, und er begrüßte sie mit einem freudigen Aufglänzen der Augen, wie einen Arzt, der jeden Tag kommt, um die fortschreitende Besserung seines Patienten festzustellen. Oder er saß bei Vinzenz Schweglein in der Werkstätte und sah ihm zu. Der Buchbinder hatte Aufträge vom Kloster, das eine Stunde von der Stadt entfernt auf dem Berg lag, und da gab es dann und wann auch kostbare Einbände zu arbeiten, in die Schweglein den ganzen Stolz seines Könnens setzte und bei denen der Lehrling, den er hatte, ihm auch nicht die geringste Hilfe leisten durfte. Aber Martin wagte es, wenn der Meister über einen kunstvollen Buchrücken nachdachte, ihm beiläufigen Rat zu geben, in einem Ton freilich, der zu dessen Annahme nicht im mindesten verpflichten wollte. Vinzenz blickte verwundert und mißtrauisch zu ihm

empor. Bisher hatte ihm noch niemand in sein Handwerk geredet. Aber er befolgte Martins Worte doch, frug das Gold nach seiner Zeichnung auf, und als der Einband bei den Mönchen droben auf dem Berg ganz besonderes Wohlgefallen erregt hatte, war der Maler in seiner Achtung sehr gestiegen. Nun durfte er auch wirklich einige Male Hand anlegen, er heftete und hobelte, wählte Papiere, schnitt Leder zu und kleisterte und schabte, als ob er sein Gefellenstück fertig bringen wolle. Martin war stolz, als er einmal ein Buch vom Anfang bis zum Ende ganz allein und ohne Hilfe gebunden hatte, es aus der Presse nahm und es Schweglein reichte, der es prüfend nach allen Seiten wandte, aufschlug und wieder zuklappte und alles in bester Ordnung fand.

Kleine Freuden. Größere waren jene, die er mit dem siebenjährigen Peter hatte. Nicht zum ersten Mal in seinem Leben erfuhr es Martin, was es bedeute, einem Kinde Freund zu sein. Er hatte sich oft genug mit Kindern abgegeben, nicht von oben herab belehrend, sondern wahrhaft in ihren Gedanken und Wünschen mitlebend. Die Kleinen sahen ihn gerne, Kinder merken es ja sehr bald, wie ein Großer ihnen gesinnt ist. Je älter Martin wurde, desto stärker wuchs in ihm das Bedauern darüber, daß es stets nur Kinder anderer waren, denen er seine Neigung schenkte, und er konnte oft sehr lebhaft werden, wenn von dem Schrei des Weibes nach

dem Kinde gesprochen wurde. Als ob der Mann nicht die gleiche Lücke schmerzlich spüren könne. Man warf ihm ein, daß er dies ja für seine Person ändern könne, sowie er wolle. Ja, dachte er, wenn man Kinder von den Bäumen schütteln könnte, wie im Herbst die reifen Früchte. Wenn sie einen nicht unlöslich an einen Menschen binden würden, von dem man im vorhinein gar nicht weiß, wie er als Mutter sein wird. Wenn er die Reihe der Mädchen und Frauen, mit denen er zu tun gehabt hatte, in kritisch betrachtenden Stunden überschaute, war er stark im Zweifel darüber, ob er auch nur von einer einzigen von ihnen ein Kind hätte besitzen wollen.

Nun neigte sich ihm ein Knabe in steigender Zärtlichkeit zu, dessen Mutter ihm völlig gleichgültig sein konnte. Die ihm nicht, wie die Mütter der Familien, in denen er bisher verkehrt hatte, immer wieder versichern zu müssen glaubte, ein wie prächtiger Ehemann und Vater er wäre, und auch nirgends eine Tochter wußte, die nicht abgeneigt wäre, ihr Loß mit dem seinen zu teilen. Nichts von allem. Er war, wenn er sich mit dem kleinen Peter abgab, allein mit ihm. Nur Stefana saß des öfteren auch in seinem Zimmer, wenn ihr Bruder bei ihm weilte, ließ ihre nimmermüden Finger die Näh- oder Stricknadeln führen und lachte oft leise zu den Fragen des Kleinen oder zu Martins Antworten. Hob ihren, über die Arbeit gebeugten Kopf und warf ein Wort

dazwischen. Im stillen bedauerte es da Martin jedesmal, daß er nicht mehr nur ihren lichtblonden Scheitel sah, zu dem er sich ja gut ein passendes Gesicht hatte denken können, sondern nun auch ihre wenig schönen Züge zu schauen bekam. Als viertes lebendes Wesen schnurrte manchesmal eine alte gelbe Katze im Zimmer herum, die sich sonst auf Stiegen und Gängen aufhielt, mit Behendigkeit stets aber zwischen jede nur fußbreit geöffnete Thür schlüpfte. Behutsam setzte sie Pfote für Pfote, blinzelte mit den runden Augen zu den Menschen empor, und wenn es dämmerig wurde, nahm Stefana das alte Tier auf ihren Schoß, in dem es sich bequem zu liegen machte, und strich mit ihren Händen über das Fell. Martin fühlte sich in solchen Stunden wie von warmer Menschlichkeit behütet. Nur ungern sprach er dann noch. Stefana streichelte die Katze und er das weiche, seidige Haar des an ihn sich lehrenden oder auf seinen Knien sitzenden Kindes, dem er schon beigebracht hatte, daß man in der Dämmerung nicht reden dürfe, da sonst der Tag nicht einschlafen könne, — und in die Gasse vor den Fenstern fiel immer schwerer und dunkler der Abend.

An hellen Vormittagen, wenn die Winter Sonne auf den beschneiten Dächern funkelte, verließ Martin oft zu früher Stunde schon das Haus und machte einen Marsch aus der Stadt hinaus, ein, zwei Stunden. Er teilte es sich zumeist so ein, daß er

auf dem Rückweg an dem Schulhaus gerade zur Zeit vorbeikam, da Peters Stunden zu Ende waren, der, sowie er aus der Türe trat, suchend nach rechts und links blickte, und wenn er Martin wirklich ersehen hatte, strahlend auf ihn zusprang. Martin war es, als ob er in diesem Kinde sein eigenes Leben wieder beginnen würde, das ihm gar nicht mehr leer schien, das mit sovielen guten Gedanken und Sorgen sich nun füllte, wie schon lange, lange nicht mehr. Je tiefer sein Aufenthalt sich in den Winter hinein verlängerte, desto mehr graute ihm vor einer Rückkehr in die große Stadt, zu den Menschen, die er verlassen hatte. Weder die wenigen, von denen er sich eingeredet hatte, sie seien seine Freunde, vermißte er, noch jene Frau, mit der er den letzten Abend zugebracht hatte, — weit hinter allen Bergen lag ihm das. Freilich überfiel ihn nicht selten der Gedanke, daß er eigentlich in einem Traumlande lebe, daß er eines Tages erwachen und seine Hände leer sehen werde. Aber er hing der Einsicht, er könne doch nicht bis an sein Lebensende in dieser engen Gasse und bei diesen kleinen Leuten weilen, weiter nicht nach.

In dieser Ruhe, die sich mild über ihn gesenkt hatte, begann er auch wieder zu arbeiten. Er zeichnete den Knaben, dreimal, viermal, nie war er zufrieden mit dem Bilde, immer wieder mußte der kleine Peter stillhalten, die Augen groß und ver-

wundert auf ihn gerichtet. Eines Nachmittags zeichnete er auch Stefana. Und da geschah das Merkwürdige, daß ihr Gesicht, wie er mit nachschaffenden Augen und Händen in ihm untertauchte, auf dem Bild ein rührendes, fast schönes Jungmädchen-Antliß wurde. Stefana betrachtete es staunend und prüfend, lange Zeit. Dann sagte sie leise: „Ja, so sehe ich aus.“ Gleich darauf aber wurde sie tiefrot. Auf dem Bild war sie doch so schön, also konnte es ihr ja nicht ähnlich sein. Martin tröstete sie: „Ja, so schauen Sie wirklich aus. Nur sehen es nicht alle. Jedes Ding ist so schön oder so häßlich, wie man es sieht. Ich sehe Sie so, wie ich Sie gezeichnet habe, und Sie sehen sich jetzt auch nicht anders.“

Von dieser Stunde an war in Stefanas Benehmen eine Änderung eingetreten. Sie war nicht mehr so zwanglos und natürlich in Martins Anwesenheit. Er war erfahren genug, um sich dies richtig deuten zu können, blieb aber gleich freundlich zu ihr, wenn er es auch im stillen nicht ohne Schmerz empfand, dem Mädchen nicht das sein zu können, nach dem es gewiß starke Sehnsucht trug. Als er die zwei Bilder der Stefana und des Peter nebeneinander vor sich liegen hatte, fand er, daß zwischen diesen zwei Geschwistern auch mit der größten Mühe keine Ähnlichkeit zu entdecken sei, und er sagte dies Stefana. Die überlegte eine kurze Weile und ant-

wortete dann zögernd: „Peter ist auch gar nicht mein Bruder.“ Martin staunte: „Nicht Ihr Bruder?“ — „Nein, wir haben ihn vor sechs Jahren angenommen. Seine Mutter ist nicht hier. Wer sein Vater ist, weiß ich nicht.“ Dann erzählte sie ihm, daß sie ihm das Ganze ohnehin nicht mehr lange hätte verschweigen können, denn die Mutter werde nächste Woche kommen. Alle Jahre komme sie auf einige Tage, nach dem Kinde zu sehen.

Martins Liebe zu dem Knaben wurde nun noch inniger, und sehr rasch hatte sich in ihm eine Hoffnung eingenistet. Wenn Peter ein uneheliches Kind war, so war doch mit einem Male die Möglichkeit gegeben, daß er sich von ihm gar nicht zu trennen brauche. Er würde nicht mehr allein sein, auch wenn er von hier fortginge. Mit der Mutter würde sich wohl sprechen lassen. Ob sie das Kind, das sie aus ihm noch unbekanntem Gründen nicht bei sich haben konnte, bei den Buchbinderkleuten oder bei ihm sehen würde, dürfte ihr ja ziemlich gleichgültig sein. Er könnte also ruhig wieder dorthin zurückkehren, wohin es ihn ja doch einmal unwiderstehlich locken würde, er würde das alte Zigeunerleben in gemieteten Zimmern mit Möblement aufgeben, sich eine Wohnung nehmen, ein Atelier, eine tüchtige Person zur Führung des Haushaltes, Peter wäre bei ihm, jedes Jahr würde er fester mit ihm verwachsen, den Knaben durch seine ganze Jugend als Freund und

Berater begleiten, — er spann Zukunftspläne und schauerte fast in Glücksgefühl, wenn er dachte, wie weit nun und wie voll von schönen Möglichkeiten sich das Leben vor ihm ausbreite. An diesem Abend fragte er Peter, ob er denn nie daran gedacht habe, daß er, Martin, wieder fortgehen könne, er sei doch nur zu Besuch da; und als das Kind ein ungläubiges und ängstliches Gesicht machte, fragte er weiter, ob er denn auch mit ihm gehen wolle, wenn er einmal fortziehe. Da verzog sich Peters Mund zum Weinen, er fiel dem Maler mit seinen dünnen Armen um den Hals und schluchzte nur: „Bleib hier!“

Die Ankunft der Mutter hatte sich verzögert, aus der einen Woche wurde eine zweite und eine dritte. Als aber Martin eines Mittags von seinem Spaziergang nach Hause kam, saß neben Stefana, an die sich der Knabe unsicher und scheu gedrückt hielt, eine fremde Dame. Der erste Eindruck, den er von ihr empfing, war, daß ihre Erscheinung sehr schlecht in diese bescheidene, niedere Stube passe. Er wurde noch stärker, als für wenige Minuten auch Stefanas Mutter in das Zimmer trat. Die Fremde paßte weder in dies Haus, noch zu dessen Menschen. Ja nicht einmal zu ihrem Kinde, das, als Martin gekommen war, gleich zu ihm eilte, wie wenn es hier den besten Schutz fände. Martin stellte sich vor, der Besuch sagte, Stefana hätte von ihm schon erzählt,

und blickte ihn interessiert und nicht unfreundlich an. Martin sah fest und ruhig in das Gesicht, das ihn, wie ihn dünkte, fast allzukritisch musterte. Er schätzte die Dame auf anfangs der Dreißiger, wobei er die Jahre schon zugezählt hatte, um die sie sich anscheinend jünger machen wollte. Das Gesicht war hübsch und nicht unsympathisch, fein und ein bißchen zu schmal. Die braunen Augen hatten einen sehr festen Ausdruck, als ob sie es gewohnt wären, einen Menschen lange und bestimmend anzusehen. Wenn sie lächelte, zeigten sich gesunde weiße Zähne. Sie fragte ihn, wie lange er schon hier sei, ob er noch lange zu bleiben gedenke, man sprach über den Knaben, wobei Martin wärmere Worte fand, als eigentlich in seiner Absicht gelegen hatte; nach einer Viertelstunde brach sie auf. Sie müsse in den Gasthof, sie sei nur gleich im Reisekleid herübergekommen. Peter gab sie einen flüchtigen Kuß, Martin die Hand, wobei sie ihm wieder fest in die Augen schaute, und draußen war sie. Stefana, Martin und der Knabe blieben eine Weile schweigend. Endlich sagte das Mädchen tonlos, wie für sich selbst, vor sich hin: „Das ist die Mutter!“ und machte ein sehr trauriges Gesicht. Martin mußte lächeln: „Aber Stefana, das ist doch kein Grund, so griesgrämig zu sein!“ Doch Stefana wandte sich ab, es war ihm, als ob sie an ihren Augen wische, und gleich darauf hatte sie die Türe hinter sich zugemacht, und Martin war allein

mit Peter, der nicht recht verstand, was da alles vorging, und fragend zu ihm aufblickte.

Am nächsten Abend saß Martin in dem Gasthose, in dem Fräulein Eva — so hieß die Fremde — abgestiegen war. Sie hatte ihn gebeten, dorthin zu kommen, sie sei so ungern allein mitten unter den Leuten, die sie anstarrten. Martin saß nun in dem kleinen Gastzimmer und wartete auf sie. Er war mit Mißtrauen erfüllt. Dies war der erste Mensch, der aus der Außenwelt in seine Stille drang und ihm nicht ganz gleichgültig sein konnte, da er über ein Kind zu bestimmen hatte, das er liebte. Er hatte Mißtrauen und ein unklares Gefühl der Angst vor kommenden Gefahren und Kämpfen, die in seine mühevoll errungene Ruhe, in seine Wünsche und Pläne hindernd eingreifen könnten. Eva trat herein. Sie begrüßte ihn und reichte ihm die Hand, eine gepflegte, weiche, warme Frauenhand, die sie für sein Bedünken etwas zu lange in der seinen ließ. Man sprach erst von Peter, von den Leuten, bei denen er gut aufgehoben war, von Stefana, von dem allerlei Nächstliegenden, das man als kleine Gemeinsamkeit hatte. Sie sprach gewandt und unterhaltend, es fiel ihm fast schwer, mitzukommen, so sehr war er der Geselligkeit entwöhnt. Er hätte gerne nach dem gefragt, was ihm am wissenswertesten war: nach dem Ursprung des Kindes, aber er wagte es nicht, er schob es immer wieder auf und dachte,

schließlich werde sie ja doch selbst davon sprechen. Sie tat es aber nicht und schien sich vorderhand am meisten für ihn selbst zu interessieren. Sie fragte ihn, wie er es denn hier aushalten könne. Er antwortete: „Man ist bei guten Menschen. Und ich habe Ihr Kind lieb.“ — „Ja, aber diese kleine, kleine Stadt, diese Einsamkeit!“ — „Die ist es vielleicht eben, was ich suchte. Können Sie sich nicht denken, daß man einmal des ganzen Treibens und dieser Tausende von Menschen, in die man mitten hineingestellt ist, satt sein kann und sich wieder selbst angehören will?“ Sie sah ihn verwundert an: „Ja, das ist wohl möglich, aber Sie sind ja noch jung. Haben Sie so Bitteres erlebt?“ Ihm war es unangenehm, so ausgefragt zu werden und Rede stehen zu sollen über Dinge, von denen er noch mit keinem gesprochen. Sie war etwas näher zu ihm gerückt, als ob sie auf seine Antwort besonders begierig wäre, und schaute ihm gespannt in das Gesicht. Er wich dem Blick aus, glitt ihre Gestalt entlang, die Füße hatte sie übereinandergeschlagen, so daß man von den Schuhen hinauf noch ein beträchtliches Stück einer schlanken Wade bis zum Saum des Kleides sah. Sie folgte seinen Blicken, aber gar nicht verlegen. Sie erinnerte ihn nur: „Nun?“ Er überhörte es. Er sah, daß sie sehr schmale, hochstöchelige Halbschuhe trug, mit Spangen, die über den Fuß geknüpft waren. „Nein, Bitteres, so wie Sie sich viel-

leicht denken mögen, habe ich eigentlich nicht erlebt. Es muß ja nicht gleich etwas aufwühlend Schmerzliches sein, das einen von den Menschen treibt. Es gibt auch ganz kleine, immer wiederkehrende Verdrießlichkeiten, die sich aber häufen, Tag für Tag." Er wollte keine Geständnisse machen. Vier Spangen trug der Schuh. Unwillkürlich hatte er sie gezählt. Hübsch waren diese Frauenschuhe. Auf einmal kam ihm der Gedanke: sie ist eine Kokotte, — er nahm ihn aber, trotzdem er gar nicht entrüstet oder davon tiefer berührt war, gleich wieder zurück, schränkte ihn ein: es wäre wohl möglich, daß sie eine Kokotte sei, nicht wegen der vier Schuhspangen, das wäre ja zum Lachen, und überhaupt keine gewöhnliche, nein, nein. Dann prüfte er sie auf dies plötzliche Urteil, wieviel davon eigentlich stimmen könnte, und hatte sie wohl allzulange angestarrt. Denn sie lächelte und sagte: „Sie sehen mich so merkwürdig an, was denken Sie sich wohl dabei?" Er überlegte und sagte dann: „Es ist doch merkwürdig, jetzt sitzen wir beide, die sich vor zwei Tagen noch wildfremd waren, beisammen und wollen das Innerste von uns wissen." — „Verzeihen Sie, daß ich fragte," antwortete sie sehr höflich, aber in einem freundlichen, liebenswürdigen Ton. „Sie brauchen mir nicht mehr zu sagen, als Sie wollen. Übrigens haben Sie unrecht. Ihre Worte können mich nicht annehmen lassen, daß Sie von mir soviel wissen wollen, — das

Innerste, wie Sie sagten.“ — „Das möchte ich vielleicht wohl,“ sagte er langsam, „wenigstens, soweit ich dabei einmal im Spiel sein könnte.“ Sie schien ihn erst nicht recht zu verstehen, nach einer kleinen Pause aber, während sie sehr ernst wurde, fragte sie ihn: „Sie haben meinen Knaben sehr lieb?“ — „Das habe ich, das können Sie mir glauben!“ befeuerte er. Sie rang noch anscheinend mit einem Entschlusse und sagte: „Es ist nicht viel zu erzählen.“ Dann erzählte sie.

Es war eine ganz gewöhnliche, uninteressante Geschichte. Martin mußte sich nach wenigen Minuten wahrhaftig mühen, nicht nur mit halbem Ohr zuzuhören. Diese Geschichte von dem ersten, der Unheil anstiftet und dann verschwindet, hatte er schon so oft vernommen, daß sie ihn kaum mehr fesseln konnte, trotzdem in ihrem Verlauf der Peter auf die Welt gekommen war. Wer wußte überdies, ob das alles wahr sei, was ihm Eva da erzählte von einer ersten Leidenschaft und einer plötzlichen Verlassenheit. Er wunderte sich jetzt, wie er denn überhaupt auf diese Geschichte begierig sein konnte. Er hätte doch erwarten können, daß er nichts Absonderliches erfahren würde. Gott, — alle Tage kam dies vor. Martin war nicht gerührt und tat nicht einmal so. Viel mehr hätte er jetzt wissen wollen, wie in allen Einzelheiten das Nachfolgende kam. Eva sah nicht danach aus, daß sie schlecht und in Entbehrun-

gen lebte. Fragen wollte er nicht. Er konnte sich davon doch so vieles denken, was sie verschwiegen hatte: dann kam der zweite, der dritte, und dann irgend einer, der viel nobler war, als der erste und alle bisherigen zusammen. Sie ist doch eine Kokotte, dachte er sich wieder, verband aber gar nichts Schlechtes oder Verächtliches mit diesem Begriff. Wie viele Männer wären nichts anderes, wenn sie die Möglichkeit hätten, oder eigentlich: wie viele sind es in Wirklichkeit. Vor jedem scharfen Urteile schrak er zurück, er wollte lieber begreifen, als urteilen. Und dann, dachte er, die Mädchen haben es doch tatsächlich unendlich schwerer als wir. Laßt uns keine Steine werfen.

Eva war fertig. Er merkte es an der langen Pause, in der sie nichts sprach und er nur einen Gedanken langsam aus dem anderen spann, Züge aus seiner Zigarette tat und stumm, noch immer wie zuhörend, vor sich hinsah. Jetzt hätte nur das eine noch gefehlt, daß sie zu ihm sagte: und nun verachten Sie mich! Sie sagte es aber Gottlob nicht. Ein wenig Geschmack besaß sie doch. Das hatte er schon die zwei Tage her bemerkt. Beinahe fröhlich geworden, daß nun etwas erledigt sei, das zwischen ihnen hatte schließlich erörtert werden müssen, legte er seine Hand auf die ihre, die hilflos und einladend auf dem Tische lag, und sagte: „Also lassen wir das Vergangene. Es nützt ja doch nichts. Das Leben

ist mit jedem Tag immer wieder ein neues, nicht wahr?" Sie schaute erfreut und dankbar, wie ihm schien, auf und sagte nur ganz einfach: „Sie sind lieb!“ Das gefiel ihm. Das war doch keine Phrase, wie sie so vielen anderen auf der Zunge gelegen hätte. Das war echt und natürlich. Sie ist doch keine Kokotte. Und der Abend verlief, nachdem alle diese Hindernisse überwunden waren, bis zu seinem Ende ruhig und angenehm. Zum Schlusse fragte er sie sogar, warum sie mitten im Winter so leichte, niedere Schuhe trage, sie werde sich noch verkühlen, trotz der vier Spangen. „Aber ich gehe doch damit gar nicht über die Straße,“ meinte sie lachend, „ich bin doch hier zu Hause und Sie drüben in der andern Gasse!“

Eva dehnte ihren Aufenthalt auf längere Zeit aus, als sie eigentlich geplant hatte. Bevor sie gekommen war, sagte Stefana zu Martin, sie werde, wie gewöhnlich, nur drei, vier Tage bleiben. Daraus waren ebensoviele Wochen geworden. Anscheinend gefiel es ihr in der kleinen Stadt. Vielleicht war es eine Zeit, in der sie anderswo gar nicht vermisst wurde, eine leere Zeit in ihrem Leben. Für jeden kommt eine solche, dachte Martin, wie vieles gibt es wohl, das sie mir gar nicht angedeutet hat. Es kam als etwas ganz Natürliches, daß er mit ihr täglich einige Stunden beisammen war. Nachmittags in seinem Zimmer, mit dem kleinen Peter und

auch ohne ihn, abends im Gasthof. Er war sich nicht recht klar über seine Gefühle. Das eine wußte er schon: daß er in seiner Einsamkeit nun gewaltig gestört war. Des Vormittags war er allein. Eva stand spät auf, ließ sich bis nach dem Mittagessen nicht blicken. Er machte seinen Spaziergang, holte Peter von der Schule ab und merkte, wie sich der Kleine ängstlich an ihn hielt, als ob er Furcht hätte, daß er nun von jemand anderem verdrängt würde. Er ging mit dem Kind die Stadt hinaus, hörte sein Geplauder, antwortete seinen Fragen, es war ganz die alte Zeit, ruhig, schön, wie nur jemals. Mit von der Kälte geröteten Wangen, ausgelassen und hungrig, kamen sie nach Hause. Stefana wartete, begrüßte sie mit freudigen Augen. Martin war aufgeräumt, frisch und fröhlich. Er saß am Mittagstisch mit der Familie, die beiden alten Leute wortkarg und ernst, wie immer, er, Peter und Stefana mittheilbar und redlustig. Es war in diesen Stunden fast so, als ob Eva nicht auf der Welt wäre. Mit keinem Wort sprach man von ihr. Erst nachmittags änderte sich dies. Er war es schon gewohnt, daß sie nach wenigen Minuten in sein Zimmer trat und es sich dort bequem machte. Er sah, daß er eigentlich den ganzen Tag nicht mehr allein war. Abends saß er fast jedesmal mit Eva in ihrem Gasthof. Anfangs hatten sie dann und wann, auf sein Verlangen, auch Stefana mitgenommen. Aber es

waren Abende, die nicht schön wurden, und Martin verzichtete bald darauf, daß das Mädchen, das schweigend und nicht ohne Haß am Tische saß, weiter noch mitkommen sollte. Also saßen die beiden allein. Außerlich gehörten sie ja ohnehin zusammen. Sie waren beide aus einer gemeinsamen Welt, sie kannten beide dieselben Schönheiten, dieselben Genüsse, dieselben Gemeinheiten, alles das, was Martin bis zum Grunde seiner Seele so sehr verhaßt war. Aber es war merkwürdig, wie Eva ihn in diese Welt wieder verstricken konnte. Und noch eines: er hatte all die Monate her das Weib ohne Sehnsucht und ohne Schmerz vermißt. Eva brachte in diesen Verzicht ein steigendes Verlangen. Nicht nach ihr, aber nach irgend einer. Nach irgend einer, die irgendwo war, die er nicht kannte, von der er nicht wußte, wie sie aussah, nach der er aber brennendes Verlangen trug. Oft war ihm zum Aufschreien: gib mir ein Weib, an das ich mich klammern kann, — wie würde ich ihm danken, wie würde ich scheu und jünglingshaft nach ihm fasten, jedes Neigen zu mir als unverdientes Geschenk mit Demuth empfangen, — Gott, gib mir ein solches Wesen!

Eva war dies Wesen nicht. Sie mochte für tausend andere lockend sein, ihm nicht. Er blieb ihr gegenüber kalt und unempfänglich, wenn er auch stundenlang nicht ungern mit ihr beisammen saß, es stieß ihn ab, daß sie ihm zu sehr entgegenkam und

daß sie sich, wie er annahm, sehr viel mit ihm beschäftigte. Er konnte sich nicht helfen, da kam ihm immer wieder der alte Gedanke: sie kann keinen gerade gewachsenen Mann sich gegenüber haben, ohne ihn verführen zu wollen. Und wenn in den ersten Tagen ihre Gespräche noch leicht und gar nicht ohne Anmut waren, ein wechselndes Geplänkel zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes, die sich noch zu wenig kennen, so gerieten sie bald in ein quälendes, trostloses, von ihm gar nicht gewolltes und stets peinlich vermiedenes Gebiet. Sie fragte ihn: „Könnten Sie mit mir leben, mit mir und meinem Kind?“ — „Nein!“ antwortete er brüsk. Dann sah er sie sehr lange an, bis sie seinen Blick nicht mehr aushielt, und sagte freundlich und ruhig: „Sehen Sie, in meinem Alter ist es schwer, sich einem neuen Menschen vollständig anzuschließen, seiner Art zu unterwerfen und alle anderen zu vergessen, mit denen man Schönes erlebt hat.“ — „Ach so,“ meinte sie erleichtert. „Aber sonst, wenn wir uns schon früher kennen gelernt hätten, — dann schon?“ — „Vielleicht.“ Sie vertiefte sich immer mehr in diesen Gedanken: „Wenn wir uns schon gekannt hätten, ehe ich das Kind hatte. Wenn der Peter von — Ihnen wäre. Könnten Sie dann mit mir leben?“ Sie tat ihm leid. Er sagte: „O ja, das kann ich mir schon vorstellen.“ — „Ich danke Ihnen. Aber jetzt können Sie sich dies nicht vorstellen?“ —

„Was?“ — „Nun daß Sie,“ sie zögerte, „daß dieß Kind Ihnen gehören würde, — daß Sie es von mir hätten?“ Er sagte kühl: „Ich glaube nicht, daß ich soviel Phantasie aufbringen würde.“

Martin empfand solche Gespräche peinlich und quälend. Sie wußte doch, daß er ihr Kind liebte, daß er es liebte, ehe er sie noch gekannt hatte. Er wollte dem ein Ende machen und rückte eines Tages mit dem Vorschlag heraus, sie solle Peter zu ihm geben. In ihren Augen blitzte etwas auf, das ihm wie ein Triumph erschien. Nun stand er vor ihr als Bittsteller. Sie hatte Gnaden und Geschenke auszuteilen, ein Stück seines Glückes oder das ganze war von ihr abhängig. Sie mußte sich nun endlich einer Macht über ihn bewußt sein, er konnte in allen ihren Gedanken lesen. Lange sah sie ruhig vor sich hin, klopfte mit ihren schlanken Fingern auf den Tisch. „Und wenn ich nun nein sage?“ sprach sie und schaute Martin herausfordernd an. — „Sie werden nicht nein sagen!“ — „Doch, ich werde es!“ — Martin schwieg, jedes Wort einer Entgegnung stockte ihm in der Kehle. Diese Frau wußte zu peinigen. Dann hörte er leise und etwas schmerzlich gesprochene Worte: „Warum hassen Sie mich eigentlich?“ — „Ich hasse Sie nicht,“ sagte er tonlos. — „Aber ich bin Ihnen vollständig gleichgültig, mehr als das, — ich bin Ihnen unangenehm.“ — „Sie sind mit weniger gleichgültig, als Sie denken.“

— „Ja, weil ich die Mutter des Kindes bin, das Sie lieben!“ Dann wurde sie still und in sich gekehrt, sprach kein Wort, hielt die Augen krampfhaft auf den Tisch gerichtet. Er hatte das Gefühl, wenn sie jetzt aufblickt, sind sie voll vorquellender Tränen. Wie gemein wäre es gewesen, einen solchen Moment des Zusammenbrechens auszunützen. Er tat es nicht.

Martin lag wach im Bett. Das Licht war ausgelöscht, er konnte trotzdem keinen Schlaf finden. Wie müde macht dieses Ringen! Er wußte gut, daß es nicht mehr dem Knaben, sondern ihm selbst galt. Fast unhörbar tat sich die Tür auf. Es schlich etwas zu ihm, faßte seine Hand, er vernahm schweres Atmen, das sich leise machen wollte, er fühlte feuchte Lippen sich an seinen Handrücken drängen, zwei, drei warme Tropfen darauf fallen. Im Dunkel schimmerte matt ein Scheitel lichter, voller Haare. Er löste seine Hand aus der Umklammerung und drückte den Kopf Stefanas an sich. Das genügte, um ihre Brust in schütternde Bewegung zu setzen. Stefana kniete vor dem Bett, keuchend und schluchzend, und ihr Weinen erstickte in den Tüchern. Martin strich nur immer ihren Kopf, ihre Haare. Das Mädchen lag mit dem Oberkörper reglos auf ihm und konnte sich nicht fassen. Wie machen wir es uns schwer, dachte er, wie quälen wir uns alle, was für ein Elend schaffen wir uns. Und strich Ste-

fanas lichtblonde Haare mit einer Zärtlichkeit, als ob seine ganze Liebe ihr gehörte. Eine halbe Stunde mochte so hingegangen sein, die Weinende wurde ruhig, Martin liebte ihr Haupt, ihr Gesicht, das sie erhoben hatte. Lautlos, wie sie gekommen, ging Stefana wieder hinaus. Keines hatte ein Wort gesprochen, ihre Lippen hatten keinen Kuß empfangen. Aber seine Hände waren gütig gewesen. Sie weinte nicht mehr, als sie leise die Thür schloß.

— „Sie werden ja doch Ihr altes Leben wieder anfangen, wenn Sie zurückkehren, Sie werden sich eine Geliebte nehmen, die wird meinen Buben hassen, er wird es nicht gut haben bei Ihnen.“ — „Ich werde mir keine Geliebte nehmen. Peter wird es bei mir besser haben als hier,“ sagte Martin. Er war müde, mutlos, er sehnte sich nach einem Ende. „Also sind Sie eigentlich ein Frauenfeind?“ Martin lächelte: „Ach, lassen wir das, mit Ihnen darüber zu sprechen, hätte nicht viel Zweck.“ — „Warum nicht?“ — „Weil Sie es ja doch nicht erfassen würden, wie es für einen Mann Stunden geben kann, in denen er an das Weibliche denkt, wie an das größte Geheimnis, das es auf Gottes Erdboden gibt.“ — „Denken Sie das bei mir nie?“ — „Das denkt man nur dann, wenn man den Frauen fern ist. Das Schmerzliche daran ist eben, daß dieses Geheimnis mit jedem Schritt der Annäherung immer mehr zum Gewöhnlichen wird, das man zu be-

greifen und erklären zu können glaubt.“ — „Das verstehe ich nicht.“ — „Ich sagte es ja. Zudem haben Sie wahrscheinlich viel zu viel mit Männern zu tun gehabt.“ — „Woher wissen Sie das so bestimmt?“ — „Ich denke es mir, Ihr ganzes Wesen spricht dafür. Sie besitzen zuviel von dem, was die verschiedensten Männer locken kann.“ — „Und wenn ich Sie verlocken wollte, Martin, wie müßte ich dann sein? Ist denn gar nichts in mir, das Sie reizen könnte?“ — „O doch, genug! Aber nicht soviel, daß ich des anderen, das mich abstoßen würde, vergessen könnte.“ — „Und wenn ich mich bemühen würde, all dieses andere zurückzudrängen, — glauben Sie nicht, daß mir das gelingen könnte?“ — „Vielleicht, für Zeiten, aber es würde ja doch immer wieder da sein, wenn Sie einem anderen gefallen möchten, als mir.“ — „Ich will aber niemand anderem gefallen!“ fuhr sie auf, „ich will nicht, ich mag keine Männer, wie Sie es glauben, ich habe es satt, bis zum Ekel, — ich möchte Frieden haben —“ Martin wurde weich. Er nahm ihre Hand. Eva schaute ihm trostlos ins Gesicht: „Warum sollte es denn ganz und gar unmöglich sein, daß wir drei ein gutes Leben führten? Gott, o Gott, haben Sie doch Erbarmen, — nehmen Sie mich doch zu sich, als was Sie wollen —“ Sie konnte nicht mehr an sich halten, sie warf alle Würde und allen Stolz von sich wie ein lästiges Kleid, und aus ihrem Mund quollen

verzweifelnde Selbstanklagen und Geständnisse. Martin hatte Mitleid. Aber sie sollte nicht sprechen, er wollte nichts hören, er wollte nichts wissen. Er legte ihr die Hand auf die Lippen und sagte sanfte, beruhigende Worte zu ihr.

Es vergingen ein, zwei, drei Tage, und am vierten war Martin im Kampfe mit Eva unterlegen. Er hatte dies kommen gesehen und nahm es hin wie etwas, dem man nicht ausweichen konnte. Aber er war nicht glücklich darüber. Als er Eva zum ersten mal wieder sah, war sie zärtlich, wie eine neugewonnene Geliebte; noch mehr, denn es war eine fast legitime Zärtlichkeit, als ob sie eine Hochzeitsnacht hinter sich hätte. Ihm graute. Er sah, wie alles werden, wie sie langsam von ihm Besitz ergreifen würde. Der Knabe würde zu einem überflüssigen Dritten werden; so wie er für Eva jetzt schon mehr eine Bürde als eine Freude war. Sie verlangte Hingebung, Leidenschaft, Unterwerfung, und immer der Gedanke: ich bin der Geliebte oder Gatte einer Schiffbrüchigen, die den rettenden Hafen aufsucht. Die Stunden würden sich mehren, da ihn ihre Gegenwart vollends verwirren würde, so wie tags zuvor. Sie war schön, in diesem Ringen wäre er immer der Schwächere. Das Kind tat ihm leid. Das mußte unschuldig büßen. Denn er spürte zu seinem Schrecken, wie langsam eine Entfremdung begann, wie in ihm der Gedanke emporwuchs, welcher Wahn-

wiß es sei, das Kind eines anderen als sein eigenes betrachten zu wollen.

„Warum bist du so traurig, Martin?“ fragte Eva und fuhr ihm zärtlich über den Kopf. „Deswegen soll es zwischen uns doch nicht anders geworden sein.“ Martin verzog den Mund: „Was nützen denn solche Worte, wenn man es ganz bestimmt anders weiß. Du glaubst ja selbst nicht an sie, du siehst viel zu zufrieden aus.“ — „Laß mir dies Glück. Ich bin nicht so reich, daß ich es gering schätzen könnte. Laß mir diese Lichtblicke.“ — Qual, Qual, Qual, hämmerte es in ihm. Er streichelte mechanisch, ohne es zu wollen, ihre Hände von der Wurzel bis zu den Fingerspitzen, auf und ab, auf und ab, dachte nicht daran, diese Zärtlichkeit müsse sie ja darin bestärken, daß seit gestern wirklich vieles anders geworden. „Ich will dir nichts nehmen, aber —“ er raffte sich zu einem Entschluß auf: „Ich gehe, Eva.“ — „Du wirst wiederkommen,“ sagte sie lächelnd, „du hast mich lieb, du wirst Sehnsucht nach mir haben.“ — „Ich komme nicht. Ich habe dich nicht lieb. Eher noch Stefana, als dich.“ — Sie lachte laut auf: „Und Peter? Du kannst ihn haben. Ich weiß ihn gerne bei dir. Ich werde dich besuchen, wenn du wieder in der Stadt bist. Glaub mir, es wird schön sein, du wirst dich an uns alle zwei gewöhnen. Wir werden glücklich und ruhig und zufrieden leben. Du wirst es gar nicht merken, wie du langsam alt und grau

wirft.“ — „Nein,“ sagte er resigniert, ohne eine Hoffnung auf eine Zukunft, „es würde ganz anders kommen. Es würde nie gehen. Laß mich wieder allein.“ — „Wie du willst,“ antwortete sie nach einer Pause, merkwürdig ruhig, so, als ob sie ihrer Sache ganz sicher wäre, „du wirst des Alleinseins schon müde werden. Wenn ich nicht komme, wirst du kommen.“ Das fürchtete er beinahe selbst. Aber er ging, fort von ihr, von Peter, von Stefana.

So endete Martin Thossens Einsamkeit.
